

03
ZZK
114444

Siegener
Papiere zur
Aneignung
Sprachlicher
Strukturformen

Oberfläche: metapragmatisch –
zum Erwerb modalisierender
Sprachzeichen

Clemens Knobloch

Heft 13 / 2005

Schriftenreihe der Universität-GH-Siegen
Herausgegeben von Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappest und Clemens Knobloch

© Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte liegen bei den Autoren.
Auch unverlangt eingesandte Manuskripte werden sorgfältig geprüft.
Manuskripte bitte an die Herausgeber:

Universität-GH-Siegen
Fachbereich 3
Schriftenreihe „SPASS“
57068 Siegen

Herausgeber: Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappest, Clemens Knobloch
Vertrieb: Siegener Institut für Sprachen im Beruf, Tel.: 0271/740-2349
Druck: Zentrale Vervielfältigungsstelle der Universität-GH-Siegen

ISSN 1435-4411
Universität-GH-Siegen 2005

Oberfläche: metapragmatisch – zum Erwerb modalisierender Sprachzeichen

Gliederung

1. Zur Einführung	1
2. Heuristik	2
3. Was heißt „metapragmatisch“?	5
4. Was sind „grounding predications“ im System – und was im Erwerb?	6
5. Halbwegs gesicherte Wissensbestände über den Erwerb der Modalverben	8
6. Inwiefern Modalverben im Spracherwerb als „metapragmatische“ Ausdrücke fungieren	10
7. Erste Beobachtungen	19
8. Zusammenfassung und Schlussfolgerung zu „Oberfläche und Performanz“	23
9. Bibliographie	29

1. Zur Einführung

Das Bild von der sprachlichen „Oberfläche“ ist nicht nur multipel suggestiv, es schillert geradezu und fordert Präzisierung und Ausformulierung, damit man nicht im Ungefähr der bildlichen Anmutungen stecken bleibt. Entscheidend an der *sprachlichen* „Oberfläche“ – und auf diesen Aspekt werde ich mich konzentrieren – ist, was sich für den Betrachter in dieser „Oberfläche“ spiegelt. Die „Oberfläche“ sprachlicher Gebilde ist eine Projektionsfläche. In ihr sieht man womöglich undeutlich und verschwommen, was „unter“ der „Oberfläche“ liegt. Im Bild von der „Oberfläche“ steckt ja die Suggestion, das „Wesentliche“ sei dahinter oder darunter. Was sie jedoch zurückwirft, wenn man auf sie schaut, das ähnelt aber oft auch fatal demjenigen, der hineinschaut. Auch Linguisten können sich in ihr eigenes Spiegelbild verlieben und womöglich ins Wasser fallen. Vom Ertrinken ganz zu schweigen. Wichtig wäre, dass der linguistische Blick auf die sprachliche „Oberfläche“ just das wiedergibt, was diese „Oberfläche“ für den Sprachbenutzer, für den Vollzug sprachlicher Aktivitäten, organisiert und zur Verfügung stellt. Nicht das, was der Linguist vielleicht darüber hinaus auch noch sehen kann.

In diesem Sinne ist die sprachliche „Oberfläche“ für die Benutzer eine Fläche, auf die Bilder ganz unterschiedlicher Herkunft neben- und übereinander projiziert werden können, die „Oberfläche“ ist semiotisch uneindeutig, sie versorgt den Rezipienten mit einem System von Hinweisen, von dem er

(je nach der kommunikativen Aufgabe) unterschiedlich ausgiebigen Gebrauch machen kann. Das Paradox der Linguisten besteht darin, dass sie die besten und genauesten Interpreten der sprachlichen „Oberfläche“ sein möchten und dabei oft von deren Zeichen mehr und anderen Gebrauch machen als die vielfach getrost im lässigen Ungefähr verharrenden Sprachbenutzer. Aufdecken wollen und sollen die Linguisten aber die Techniken, von denen auch die naiven Sprachbenutzer selbst Gebrauch machen, wenn sie sprachliche „Oberflächen“ prozessieren, nicht diejenigen, von denen die Sprachbenutzer vielleicht auch Gebrauch machen könnten, wenn sie selbst auch Linguisten wären!

Der kindliche Spracherwerb zeichnet sich dadurch aus, dass er diese Beobachter-Paradoxie auf die Spitze treibt. Der linguistische Betrachter frühkindlicher Hervorbringungen verfügt über hoch reflexive, sophistische, fachliche, an Schriftsymbolen geschulte Meta-Kompetenzen. Er sieht an der Oberfläche des kindlichen Sprechens bereits „Anzeichen“ linguistischer Systematisierung - während wir durchaus Grund zu der Vermutung haben, dass die semiotischen Leistungen der „Oberfläche“ für das Kind zunächst restfrei in den aktuellen und lokalen indexikalischen Beziehbarkeiten des laufenden Orientierungsraumes aufgehen. Anders gesagt: wir können nicht anders als unser Wissen über die zahllosen Subtilitäten sprachlicher „Repräsentation“ auch in der Oberfläche des kindlichen Sprechens hineinzuspiegeln, während wir doch zugleich auch Grund für die Annahme haben, dass die frühkindlichen Äußerungen *syntaktisch* als quasi-automatische Routinen mit stark begrenzter Variabilität („formulaic utterances with variable slots“ und *semiotisch* als weitgehend in der „lokalen“ Konstellation bündige Indizes funktionieren, nicht als selbstgenügsame und regelbasierte Symbole.

2. Heuristik

Um den Paradoxien zu entgehen, die der linguistisch verzerrte Blick „vom Ende zum Anfang“ namentlich in der Spracherwerbsforschung hervorbringt, benötigt man heuristische Annahmen, die natürlich selbst falsch oder unfruchtbar sein oder widerlegt werden können.

Eine Reihe der heuristischen Annahmen, denen ich folgen werde, möchte ich wenigstens namhaft machen, wenn ich sie schon nicht im Detail diskutieren und begründen kann:

- im Zweifel gehe ich davon aus, dass „lokale“ und „externe“ Funktionen von Äußerungselementen in der frühen Kindersprache vor den „symbolischen“ und „internen“ einen Plausibilitätsvorsprung haben;
- im Zweifel gehe ich davon aus, dass formelhaft begrenzte Variabilität gegenüber syntaktisch-semantic „Kompositionalität“ einen Plausibilitätsvorsprung hat;
- im Zweifel gehe ich davon aus, dass Formulierungen in der Kindersprache sehr viel stärker *außengesteuert* sind als entsprechende Äußerungen der Erwachsenensprache (z.B. durch adjazente Äußerungen der Umgebung oder des Kindes selbst, durch Handlungs- und Situationsfaktoren, durch Routinekopplungen von Anlass und Äußerung etc.), sofern sie nicht „präzedenzlos“ und/oder gesprächsinitial auftreten;
- bei den *passé-par-tout*-Verben¹ der frühen Kindersprache (zu denen ich auch die Modalverben rechne) gehe ich davon aus, dass ihre begrenzt variablen Formeln zunächst die aktuelle Handlungskonstellation strukturieren und perspektivieren helfen, bevor sie zu (im engeren Sinne) syntaktischen Strukturierungshilfen und „Valenzträgern“ und bevor sie zu halbwegs festen lexikalischen „Bedeutungen“ werden;
- im Einklang mit Annahmen der „construction grammar“ vermute ich grundsätzlich, dass kindliche Äußerungen stärker „item based“ organisiert sind als „entsprechende“ Erwachsenenäußerungen, d.h. ich suche in jeder Äußerung nach dem Segment, dessen organisatorischer Einfluss auf den Rest der Äußerung als „maximal“ angenommen werden kann;² Oft genug sind das auch Segmente aus adjazenten Äußerungen, die vom Kind als „Organisator“ der eigenen Äußerungen aufgenommen werden;
- ebenfalls im Einklang mit (relativ losen) Annahmen der „construction grammar“ gehe ich davon aus, dass es in den formelhaften Äußerungen der Kinder stärker und schwächer kohäsive Übergänge gibt, dergestalt dass die schwächer kohäsiven Übergänge als „slots“ für die Kombination mit variablem Material dienen können;³
- was die „Bedeutung“ von Äußerungssegmenten in der frühen Kindersprache betrifft, so folge ich im Zweifel minimalistischen Prämissen, d.h. ich gehe davon aus, dass nicht reich differenzierte „Bedeutungen“ reproduziert werden, sondern lokale „cues“, aus denen *wir* solche Bedeutungsunterschiede konstruieren können, während die hochgradige semantische Unter-

¹ Als „*passé-par-tout*-Verben“ bezeichne ich hier provisorisch die Gruppe der Verben, die in der Anfangsphase des Spracherwerbs das „verbale“ Geschehen dominieren und die in der neueren „Verberwerbliteratur“ als „*pathbreaking verbs*“ (Anat Ninio), als „*light verbs*“ (Theakston), manchmal auch irreführend als „prototypische“ Verben bezeichnet werden.

² Es versteht sich, dass alle heuristischen Annahmen, insbesondere aber diese letzte der methodologischen Präzisierung bedürfen. Es dürfte einen Unterschied machen, ob man nach Elementen mit starker „kollokativer Ausstrahlung“ sucht oder nach Elementen mit starken strukturellen Implikationen, Elementen, die mit der Etablierung maximaler „grammatischer Verpflichtungen“ für den Rest der Äußerung einhergehen etc.

spezifizierung der Ausdrücke (Fauconnier 1998, Langacker 1998) durch die lokalen Ressourcen der diskursiven Konstellation aufgefüllt wird;

- als globale Entwicklungstendenz der frühkindlichen Äußerungselemente vermute ich eine Bewegung, die einerseits von „pragmatischen“ bzw. „indexikalischen“ zu stärker „grammatischen“ Werten, andererseits von „pragmatischen“ zu stärker „semantischen“ Werten führt;
- zumindest bei Kindern mit „pronominal-formelhafter“ Erwerbsstrategie⁴ nehme ich den auffälligen Hang zur Wiederholung ein und derselben Formel mit unterschiedlich „ausgiebiger“ Leerstellenbesetzung als Maß für die erreichte Variabilität der Formel; ein Beispiel:

In einer kurzen Episode, bei der Pauline (02;04,28; aus dem Rigol-Korpus) eine Wasserpistole gefunden hat und diese mit Wasser füllen möchte, fallen in kurzem Abstand die Äußerungen:

CHI: will aber doch Wasser

CHI: will da Was(ser?) reinmachen⁵

CHI: da will i(ch) a(ber) machen

Charakteristisch ist die Realisierung unterschiedlicher Argumente und formelhafter Elemente und der fließende Übergang zwischen beiden. Zweifellos haben wir es hiermit „Formulierungen“ über der nämlichen Grundlage und mit ein und derselben Prädikat-Argument-Konstellation zu tun.⁶ Die „Formulierungen“ sind in gewissem Sinne „äquivalent“, obwohl sie sich an der „Oberfläche“ unterscheiden. Diese „Äquivalenz“ kann man auf der Konstellationsebene und auf der Konstruktions-ebene fixieren.⁷

Ein theoretischer Systementwurf, der alle diese Leitannahmen aufnehmen und integrieren könnte, insbesondere den Gedanken der interaktiven Paradigmatisierung und der inkrementellen Formulierung, wäre der im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts von Otto Selz entwickelte Ansatz, der

³ Um ein suggestives Beispiel zu nehmen: die Kohäsion zwischen „will“ und fakultativem [„ich“] ist sehr eng, die Kohäsion zwischen „will“ und dem variablen Zweitargument ist sehr gering.

⁴ Ich übernehme Einteilung und Terminologie von Erika Kaltenbacher (1990), die zwischen „nominal-referentieller“ und „pronominal-formelhafter“ Erwerbsstrategie unterscheidet. Im ersten Falle sind die frühen Mehrwortäußerungen durch semantische Beziehbarkeit der ausgelösten und reproduzierten Nennsegmente gekennzeichnet, im zweiten durch Übernahme unanalysierter Formeln mit zunehmend variablen „slots“ für Pronomina, Funktionselemente, Nennelemente oder auch weitere Formeln (vgl. Kaltenbacher 1990: 30). Indikatoren für „Formelhaftigkeit“ sind z.B. undeutliche Artikulation, gute prosodische Integration, fehlende Wortgrenzen, Präsenz von Füllsilben etc.

⁵ Es ist nicht zu entscheiden, ob da pronominales „was“ oder nominales „Wasser“ angezielt war.

⁶ Genauer gesagt: mit dem Umstand, dass es in der lokal und sympraktisch gebundenen frühkindlichen Rede schwer oder unmöglich ist, zwischen Prädikat-Argument-Konstellation und „Aussagegrundlage“, d.h. faktischer Bezugskonstellation zu unterscheiden.

⁷ Übrigens ist es leicht, solche Formelvariation auch in der Sprechsprache Erwachsener zu finden. Sie liefert einen Beleg für Ungeheuers axiomatische Annahme einer relativ weitgehenden paraphrastischen Äquivalenz verschiedener, aber ähnlicher Formulierungen in unserem Redealltag.

jedwedes gerichtete Verhalten nicht „an sich“ und „für sich“, sondern als „Komplexergänzung“ zu verstehen sucht (hierzu Knobloch 1994). So wären die frühen kindlichen Äußerungen immer zugleich verbale Ergänzungen zum laufenden Komplex der aktionalen Koordination und zugleich (als Ergänzung fungierende oder auf Ergänzung angelegte) „Paarhälften“ verbal-interaktioneller Komplexe. Von einem solchen Fundament her ist es denkbar, dass auch „Rede“ nicht intern durch „Repräsentationen“, sondern extern durch kognitiv-interaktionale Problemkomplexe gesteuert wird. Der Endzustand des freien, selbständigen und innengesteuerten Sprechens wird dann erkennbar als das, was er ist: ein Endzustand, den nicht an den Anfang projizieren darf, wer sich nicht in Aporien verlieren will.

3. Was heißt „metapragmatisch“?

Mit großer Selbstverständlichkeit interpretieren wir kindliche Monorheme (Einwortäußerungen) in einer der drei „Modalitäten“ *pragmatisch*, *mathetisch* oder *informativ* (Halliday 1975), je nach der aktuellen Konstellation der Äußerung. Um ein konstruiertes und didaktisch zugespitztes Beispiel zu nehmen, die Äußerung:

Ball

kann der Teilnehmer quittieren mit /den Ball willst du haben/, dann hat er sie *pragmatisch* interpretiert, als steuernden Eingriff in die koaktionale Situation (regulatorisch) bzw. als Ausdruck eines Sprecherwunsches (instrumentell) oder als Steuerungsversuch gegenüber dem Hörer;⁸ er kann sie quittieren mit /ja, dass ist 'n Ball/, dann hat er sie *mathetisch* (gewissermaßen als Kategorisierungsoperation) interpretiert; oder er kann sie als Auftakt zu einer *Information* registrieren, etwa durch die Reaktion: /was ist mit dem Ball?/. In gewisser Weise bauen diese drei Funktionssphären aufeinander auf.

Als „metapragmatische Recodierungen“ bezeichne ich Ausdrücke dann, wenn sie pragmatisch-regulatorische „Funktionen“ oder „indexikalische Bezüge“, die implizit in allen Kommunikationen mitlaufen, explizit als Zeicheninhalte (im Sinne eines Saussureschen *signifié*) implementieren und sie damit nicht nur im streng pragmatischen, sondern eben auch im propositionalen „Referenz-und-

⁸ Regulatorischer Fremdbezug und instrumenteller Selbstbezug lassen sich, wie noch zu zeigen sein wird, *in der Sache* nicht trennen, wiewohl sie *im Sprechen* separat recodiert werden, durch „will“-Formeln die instrumentelle, durch „soll“- und „muss“-Formeln die regulatorische. Anklänge an die drei Dimensionen des Bühlerschen Orga-

Prädikation“-Bezugssystem verfügbar machen. Charakteristisch für solche „metapragmatischen“ Ausdrücke ist ihr performativ-konstativer Doppelcharakter. Mit einer suggestiven Formel: metapragmatische Zeichen „do what they say and say what they do“. Von den fachlichen Terminologisierungen, die unter dem Etikett „metapragmatisch“ zirkulieren, ist es diejenige von Silverstein(1993), auf die ich rekurriere und dessen „metapragmatische“ Definition sprachlicher Indexikalität hier zitiere:

every indexical sign, or, to be more precise, every sign insofar as it signals indexically (whatever other semiotic modalities it may be involved in) serves as the point-from-which, or semiotic origin of, a presuppositional/entailing projection of whatever is to be understood as context. (Silverstein 1993:36)

Charakteristischerweise ist der Gebrauch metapragmatischer Indizes gleichermaßen „performativ“ wie „repräsentativ“. Das Dreiersystem der Sprechrollen wird durch die Personalpronomina zugleich als Ressource implementiert und repräsentiert. Für die frühen Modalverben gilt (vorläufig formuliert): In den formulaisch bevorzugten frühen Wendungen (ich-will / will-ich; musste / du musst; kann-ich / kannst) sind sie dominant performativ, in der (später produktiven) 3. Person sind sie dominant repräsentativ, aber nicht ausschließlich. Hier gibt es einen deutlichen Unterschied zwischen „Akteuren“ und „Objekten“ als Referenten der 3. Person. In den übrigen Verwendungen sind sie zunächst schwankend.

4. Was sind „grounding predications“ im System – und was im Erwerb?

In Ronald Langackers Variante einer Funktionalen Grammatik gibt es das Modell der sog. „grounding predications“, das in mancher Hinsicht an „metapragmatische“ Recodierungsvorstellungen erinnert, aber dazu gebraucht werden kann, eine weitere Differenzierung einzuführen (vgl. Mortelmans 2001). „Grounding predications“ dienen dazu, die sprachliche Äußerung in ihren eigenen pragmatischen Fundamenten zu verankern, sie rufen daher diese Fundamente selektiv auf, stellen eine Verbindung mit ihnen her, konturieren jedoch nicht die Fundamente selbst, sondern sie konturieren vielmehr eine sprachliche Einheit *durch* ihre Relation zu den Fundamenten des Sprechens. In diesem Sinne konturiert der Artikel eine Argument- bzw. Referent-Position, indem es sie auf das

nonmodells sind natürlich alles andere als zufällig. Als metapragmatische Indizes stiften die Modalverben Perspektivierungsmöglichkeiten, wo zuvor nur pauschal prozessiert werden kann.

geteilte Wissen von Sprecher und Hörer bezieht. Im Unterschied dazu konturieren die Personalpronomina gerade nicht eine „grounded entity“, sondern eben das Fundament des Sprechereignisses selbst mit seinen drei Beteiligten-Rollen.⁹

Als „grounding predications“ für Verbformen gelten im Englischen die Modal- und Tempuselemente. Mortelmans (2001) argumentiert, die Modalverben im Deutschen könnten dagegen nicht als „grounding predications“ gelten, weil sie, anders als die englischen, selbst über das gesamte Repertoire an grundierenden Zeichen (Personenendungen, Tempus-, Moduselemente) verfügen und ergo offenbar selbst „grundierungsbedürftig“ seien. Abgesehen von der Frage, ob diese Argumentation schlüssig ist,¹⁰ scheint mir daraus zu folgen, dass die Konzeption der „grounding predications“ auf die Verankerung von Äußerungen im standardisierten Verweisungsraum einer relativ autonomen Sprechertätigkeit bezogen ist und für die Zwecke der Spracherwerbsforschung nur mit radikal veränderten Prämissen heuristisch genutzt werden kann.

Ich gehe davon aus, dass es in den Frühphasen des kindlichen Spracherwerbs weder einen solchen „standardisierten“ Verweisungsraum für Äußerungen noch klar und eindeutig auf die Zwecke des „grounding“ spezialisierte Sprachzeichen gibt. Dieser Zustand ist das Ergebnis des Spracherwerbs und darf an dessen Anfang darum nicht vorausgesetzt werden. Vielmehr scheint mir „grounding“ eine stets *mitlaufende Basiskomponente* des kindlichen Sprechens zu sein (und deren semiotische Spezialisierung und Grammatikalisierung eine späte Errungenschaft, die im Kern durch „metapragmatische“ Zeichen getragen wird). Übersetzen ließe sich „grounding“ metaphorisch sinnreich vielleicht am besten durch „Erdung“: Während es in der sehr viel stärker selbstversorgten Rede der Erwachsenen (grammatische bzw. pragmatische!) Zeichen gibt, die auf solche Erdungsfunktionen spezialisiert sind, ist das stärker sympraktische Sprechen des Kindes in allen seinen Bestandteilen diskursiv, interaktiv und sympraktisch „geerdet“. D.h. es kann vom Hörer nur dann zu einer „Repräsentation“ konzeptualisiert werden, wenn auch diese lokalen „Erdungen“ als Ressourcen für deren Konstruktion umfassend genutzt werden. So ließe sich dem Umstand Rechnung tragen, dass Kinder vielfach zunächst den Gebrauch von „Indizes“ lernen, wo wir (mit dem Linguistenblick „vom Ende zum Anfang“) „Symbole“ zu beobachten glauben.

⁹ Wenn wir einmal annehmen, diese Unterscheidung sei zu Ende gedacht, so könnte sie Argumente dafür liefern, die Possessivpronomina zusammen mit den Artikeln zu den „grounding predications“ zu rechnen, weil sie in der Tat dazu dienen, eine sprachliche Einheit im Fundament des Sprechens zu verankern.

¹⁰ Ich sehe z.B. kaum eine Andeutung für ein halbwegs intaktes Tempus- und Modusystem bei den deutschen Modalverben. Zwar sind Modus- und Tempusformen weitgehend bildbar, aber ihre jeweiligen Funktionen entsprechen nicht dem System.

Weiterhin erfolgt nämlich dieses „grounding“ im Spracherwerb nicht im Hinblick auf einen *standardisierten* Verweisungsraum, sondern strikt *lokal* im Hinblick auf die jeweils augenblicklich präsente und semiotisch zu organisierende sympraktische Sprech- und Handlungssituation. Drittens schließlich ist eine strikte Unterscheidung zwischen „grundierenden“ und „gründierten“ Zeichen unter diesen Bedingungen ebenso sinnlos wie die Unterscheidung zwischen der Strukturierung des Fundamentes selbst und der Profilierung von sprachlichen Einheiten durch Rückbezug auf die Eigenschaften des Fundamentes.

Die funktionale Opposition zwischen einer repräsentierenden (Referenz-und-Prädikation-Ebene) und einer aktualisierenden Schicht (propositive Nomination vs. kommunikative Aktualisierung) hat zahlreiche Varianten in Notation und Terminologie, aber sie ist ihrem *psychologischen* Charakter nach ein approximatives (d.h. nie vollständig erreichtes) Entwicklungsprodukt. Und in der frühen Kindersprache müssen fast alle Zeichen (mit Ausnahme vielleicht der EN und ihrer Äquivalente und Entsprechungen) lokal instantiiert werden. D.h. die aktuelle Redekonstellation aktualisiert die Sprachzeichen, und die Sprachzeichen organisieren und strukturieren die aktuelle Redesituation.

Als „metapragmatisch“ bezeichne ich Ausdrücke, die auf die Re-Repräsentation mitlaufender indexikalischer und pragmatischer Werte spezialisiert sind. Als „grounding“ bezeichne ich dagegen die lokale Wechselbeziehung zwischen der Instantiierung eines sprachlichen Ausdrucks durch die lokale Rede- und Handlungskonstellation einerseits, der Projektion und „Ausrichtung“ dieser Konstellation durch den Ausdruck andererseits.

Die frühen Modalverbverwendungen – und das ist das Fazit dieses Abschnitts – sind metapragmatische Zeichen, und ihre erste „Aufgabe“ ist es, den Fortgang der Handlung in der gemeinsamen Aufmerksamkeit interaktiv zu „erden“.

5. Halbwegs gesicherte Wissensbestände über den Erwerb der Modalverben

Schon früh registriert wurde die hohe Korrelation zwischen den ersten Modalverben (besonders „will“) und der Etablierung des Systems der Sprechrollenzeiger „ich“ / „du“ (Stern & Stern 1928). Von hierher, insbesondere von der Korrelation zwischen „ich“ und „will“ datiert die Vermutung, der Modalverberwerb stünde im engen Zusammenhang mit der Trennung von Fremd- und Eigensphäre in der frühkindlichen Entwicklung. Diesem Gesichtspunkt entspricht die ebenfalls stets bemerkte Neigung von „will“ zur 1. Pers. Sing., von „muss“ und „soll“ zur 2. Pers. Sing. Für das

Deutsche konstatiert Ramge (1987) eine relativ feste Erwerbsreihenfolge mit „will“ und „kann“ am Anfang, denen „soll“, „muss“ und „darf“ in unbestimmter Reihenfolge nachfolgen.¹¹ Frappant (und ebenfalls notiert bei Ramge 1987) ist der Umstand, dass ein deutlicher Gegensatz existiert zwischen der früh etablierten Gebrauchssicherheit der Modalverben und dem auffällig schwachen deklarativen Wissen über deren Bedeutungen und Bedeutungsunterschiede (was auf einen ausgeprägt „grammatischen“ Charakter der Modalverben verweist).

Eine Zeitlang (so Ramge 1987: 139 f.) wird „kann“ (und das durchaus im Einklang mit den Möglichkeiten von „können“ im *System!*) übergeneralisiert als Codierung sowohl für Volition, für „In-der-Lage-sein“ und auch für „Erlaubnis“, so dass /Ich kann das/ je nach Redehintergrund als „ich will das“, als „ich darf das“ und als „ich bin dazu in der Lage“ (oder als Fusionsform für alle drei Lesarten) interpretiert werden kann, bevor „will“ und „darf“ ihren Bereich ausweiten und produktiv werden auf Kosten von „kann“.

Eine Art *cantus firmus* der Modalerwerbsforschung ist der Satz, dass epistemische Lesarten erst lange nach den deontischen Werten auftauchen (Stephany 1986, 1993, Papafragou 1998a, 2000). Dagegen steht freilich die Untersuchung von Hirst & Weil (1982), deren Anlage indes oft kritisiert wird. Unklar bleibt bis heute, *woran* die kognitive Beherrschung epistemischer Unterscheidungen zu messen ist. Oft beobachtet wurde auch, dass Modalverben relativ früh in kindlichen Formeln auftauchen, aber erst relativ spät volle Produktivität erreichen (Ramge 1987, Stephany 1986: 389). Viel Aufmerksamkeit gilt neuerdings der Frage, ob die strukturellen Gegebenheiten der Einzelsprache, insbesondere der Grammatikalisierungsgrad des modalen Systems, die Erwerbsdynamik und die Erwerbsreihenfolge beeinflussen kann. Kohärente und eindeutige Codierung sowie ein salienter und „vorhersagbarer“ Ort in der Äußerung vermögen z.B. eine frühe produktive Beherrschung der epistemisch-evidentiellen Äußerungsmarker im Koreanischen zu konditionieren (Choi 1995). Die hoch transparente Verbalmorphologie des Türkischen hat ebenfalls deutliche Konsequenzen für den Erwerb (Aksu-Koc & Slobin 1986, Aksu-Koc 1988).

Als Tatsache für das Deutsche kann man weiterhin festhalten, dass Modalverben in CDS (child directed speech) extrem häufig vorkommen, allerdings an einer nicht sonderlich salienten und „extraktionsfreudigen“ Stelle des Redestroms.¹²

¹¹ Die allerdings natürlich nicht zwingend ist, sondern eine Art default darstellt. Z.B. habe ich die Belegsammlung eines Kindes, das den Gebrauch explizit modalisierender Zeichen mit dem („unpersönlichen“) modalen Operator „kann“ + X (=kann man) beginnt, bevor es beginnt, das Sprechrollensystem auszudifferenzieren.

¹² Als salient und „auslösefreundlich“ gelten Elemente mit Starkton, die einen prominenten Platz am Ende oder am Anfang der Äußerungen einnehmen (vgl. die wegweisenden Arbeiten von Anne Peters). Zur statistischen Häufigkeit von Modalverbformen in verschiedenen Korpora vgl. Adamzik (1985).

Weiterhin habe ich nie einen Beleg dafür gefunden, dass die irregulären Flexionsformen der Präteritopräsentia zu irgendeinem Zeitpunkt des Erwerbsprozesses von Kindern analogisch „normalisiert“ worden sind (also in der 3. Pers. Sing. mit /-t/ oder in der 1. Pers. Sing. mit /-Schwa/ versehen), wiewohl analogische „Normalisierung“ bei anderen, freilich weniger frequenten Verben durchaus an der Tagesordnung ist. Ich habe allerdings auch noch nie einen Erklärungsversuch für diese Beobachtung gefunden.

Auch in dieser Hinsicht bleibt die „Oberfläche“ der Modalverbverwendung in der frühen Kindersprache relativ glatt, unauffällig. Wie auch in Sachen Modalverbsemantik, wo nur wenige Misstrauische (z.B. Ramge 1987) hinter der Fassade scheinbarer Übereinstimmung im Gebrauch genuin andere und „eigenständige“ Repräsentationen argwöhnen – darauf komme ich gleich zurück.

6. Inwiefern Modalverben im Spracherwerb als „metapragmatische“ Ausdrücke fungieren

Niemand kann ernstlich bezweifeln, dass deontische „Werte“ frühkindlicher Äußerungen von der Umgebung des Kindes von Anfang an unterstellt und auch ohne explizite Codierung mit *prozessiert* werden. Wir haben alle (und „alle“ heißt in diesem Falle: alle Sprachbenutzer) Routine damit, kindliche Monorheme wie /Arm/, /runter/, /da rauf/ oder /habm/ etc. zu deuten als „ich will auf den Arm“, „ich will runter“, „ich will darauf“, „ich will das haben“. Ganz analog gibt es auch hinreichend viele Monorheme, denen wir mit dem gleichen Recht die Formel „du sollst“ unterlegen. In unseren alltagssprachlichen Vor-Urteilen interpretieren und präzisieren wir dabei lediglich den grundsätzlich „intentionalen“ und praktischen Charakter frühkindlicher Äußerungen.

Mir geht es hier und jetzt nicht um die bekannte kommunikative „Schleife“, die besagt: indem die Umgebung des Kindes halbwegs konsistent dessen Äußerungen als „intentional“ interpretiert, sie mit gerichteten „Absichten“ versieht, lernt das Kind zunächst, dass ihm die Intention X zugeschrieben wird, wenn es Y äußert. Und nach und nach lernt es dann auch, diese Intention zu „haben“. Dieses Denkmodell hat zweifellos Meriten, aber es erklärt nicht, wieso das Kind trotz seiner hochintelligenten, alles Fehlende souverän „einsetzenden“ Umgebung nach und nach sein deontisches Ausdrucksrepertoire verfeinert.

Die erste Frage lautet also recht eigentlich: Was wird *zusätzlich* codiert, wenn modale Operatoren vom Typ „will“, „kann“, „soll“, „muss“ in der Rede des Kindes auftauchen? Als trainierte Linguisten haben wir den Blick „vom Ende zum Anfang“ eingeübt und neigen infolgedessen zur maxima-

len *Semantisierung*, *Systematisierung*, *Autonomisierung* auch dieser Zeichen, die uns auch im interaktionalen Text (Silverstein 1993) das zu „bedeuten“ scheinen, was sie unserem systematisierenden metasemantischen Blick widerspiegeln. Und weil sie als *Operatoren* zum Rest der kindlichen Äußerung hinzukommen, interpretieren wir ihren Beitrag auch gerne kompositionell im Sinne eines „denotational text“, im Sinne der Referenz-und-Prädikation-Logik unseres linguistischen Sprachverständnisses. Das wäre die *maximalistische* Antwort.

Die *minimalistische* Antwort wäre dagegen: Mit zunehmendem Alter und zunehmender sprachlicher Erfahrung vergrößert sich die planerische „Reichweite“ kindlicher Äußerungen so, dass nunmehr auch Formeln pauschal und mimetisch übernommen werden können, in denen eben solche modalisierenden Elemente vorkommen. Aus dem volitiven und fordernden Monorhem /habm/ wird die Formel /will das habm/. Ansonsten ändert sich nicht viel. Es ist ja bekannt und leicht nachweisbar, dass Modalverben in CDS überproportional häufig vorkommen, und darum können sie natürlich auch einigermaßen frühzeitig *ausgelöst* und en bloc übernommen und allmählich flexibilisiert werden.

Ich vermute einstweilen, dass beide Antworten, die minimalistische wie die maximalistische, falsch sind. Gewiss gibt es gute Gründe für die Annahme, dass „Kenntnis der Bedeutung“ von Modalverben für deren angemessenen Gebrauch nicht erforderlich ist, weder für Kinder noch für Erwachsene. Für alle Sprachbenutzer gilt: je „synsemantischer“ ein sprachliches Element, desto weniger ist sein Gebrauch mit dem Akt einer bewussten Wahl und mit dem Bewusstsein seiner „Bedeutung“ verbunden.¹³ Weiterhin vermute ich (wie oben bei den Leitannahmen expliziert), dass die *konzeptuelle Oralität* der frühen Kindersprache (Scheerer 1993) lokale, pauschale und nicht-kompositionelle Lesarten komplexer Zeichen favorisiert. *Uns* scheint ein Zeichen gerade durch seinen *Systemwert* charakterisiert, durch das, was das Zeichen gegen seine fallweise und lokale Verwendung absetzt. Anders herum betrachtet ist dieser Systemwert aber nichts anderes als eine sekundäre (und metasemantische) Zusammenfassung, eine „Re-Repräsentation“ dessen, was den strikt lokalen Verwendungen des Zeichens gemeinsam ist.¹⁴ Daraus folgt jedenfalls, dass die frühkindliche Verwendung synsemantischer Zeichen einerseits stärker in der Formelhaftigkeit pauschal übernommener kom-

¹³ Den terminologisch schillernden Ausdruck „synsemantisch“ verstehe ich hier im Sinne der durchaus präzisen Definition von Lehmann (1995), die einschließt, dass „Synsemantik“ ein Gradphänomen ist, dass sie mit dem Übergang aus dem Lexikon in die Grammatik zusammenhängt, dass synsemantische Ausdrücke nicht als „Namen“ fungieren und dass sie nicht „wasbestimmt“ (im Sinne von Bühler 1934) sind. Vollverben sind in diesem Sinne zwar „relational“ in ihren Bedeutungen, aber nicht auch „synsemantisch“.

¹⁴ Die semiotischen Aporien, die aus dieser Konstellation folgen, sind so alt wie die Welt (oder wenigstens so alt wie das Nachdenken über Sprache). Bei Peirce findet man sinngemäß den Satz: types do not exist, but they determine tokens that do exist. Bühler (1934) spricht vom „platonischen“ Ideenrealismus, ohne den man in der Sprachtheorie nicht auskomme etc.

plexer Ausdrücke gestützt ist (minimalistische Antwort), andererseits erscheint sie stärker durch die sympraktische Konstellation motiviert als „entsprechende“ Ausdrücke in der Erwachsenensprache, deren Ankerpunkt stärker auf Text und Symbolfeld zu verteilen wäre. Eine Antwort auf dieses Dilemma ist die Analyse der Modalverben als Performativa oder Illokutionsanzeiger gewesen (kritisch dazu z.B. Brünner & Redder 1983, Redder 1999, Kasper 1987:106). Allerdings führt diese Analyse nicht aus der Aporie heraus, sondern nur noch tiefer in sie hinein, weil es zwar außer Frage steht, dass man mit der Äußerung /du musst aufräumen/ einen Befehl erteilen und mit der Äußerung /du kannst spielen/ eine Erlaubnis. Aber weder *bezeichnet* das Modalverb den fraglichen Illokutionstyp konsistent, noch lässt sich in der Ebene der kindlichen Äußerung der Rahmen konventionell spezifizieren, der es jeweils erlaubt, solche Illokutionen zuzurechnen.¹⁵

Methodisch angezeigt wäre, so das Zwischenergebnis, eine Art „Indexikalitätsvergleich“ zwischen pragmatischen Formeln *ohne* und pragmatischen Formeln *mit* Modalverb in der frühen Kindersprache, ein Vergleich, der aber auf weit reichende Kompositionaltätsvermutungen verzichten müsste.¹⁶ Die spezielle Schwierigkeit besteht darin, die Erkenntnis methodisch umzusetzen, dass das Bezugssystem frühkindlicher Äußerungen eben exklusiv der „interactional text“ ist (Silverstein 1993:38), ein Bezugssystem, das in den lokalen Kontextualisierungsprojektionen der Äußerungen aufgebaut und gestaltet wird und sich von diesem Bezugssystem kaum ablösen lässt.

Gewiss auch als Reaktion auf die deutlichen Schwierigkeiten, den Modalverben „Bedeutungen“ im herkömmlichen Sinne zuzuschreiben, hat sich die Redeweise von den „Redehintergründen“ eingebürgert, auf die Modalverben zu beziehen seien (vgl. hierzu Zifonun, Hofmann & Strecker 1997 III:1882ff).¹⁷ Diese Redeweise ist freilich ein wenig missverständlich. Einmal darum, weil der Begriff des „Redehintergrunds“ selbst zwischen modallogischen und pragmatischen Interpretationen schwankt.¹⁸ Dann aber für die pragmatische Lesart auch darum, weil man bedenken muss, dass me-

¹⁵ Ich komme auf diese Frage zurück. Hier einstweilen nur soviel, dass eine klare Trennung von „Illokution“ und „Proposition“, wie sie von der Sprechakttheorie vorausgesetzt wird, zwar im Möglichkeitsbereich des Linguisten liegt, nicht aber in dem des sprechenden Kindes. Von einer relativen Verselbständigung der propositionalen Satzbedeutung kann gewiss frühestens dann die Rede sein, wenn diese nachweislich Gegenstand epistemischer Operatoren wird (zu den Schwierigkeiten, die sich einem halbwegs schlüssigen Nachweis epistemischer Modalverbverwendungen bei Kindern in den Weg stellen vgl. jetzt auch Ehrich 2004).

¹⁶ Ich spreche hier von „Indexikalität“ im Sinne der oben zitierten Definition von Silverstein (1993:36). Diese „Indexikalität“ ist selbstverständlich nicht identisch mit dem, was Gabriele Diewald (1999:13ff) im Anschluss an Leiss (1992) als „deiktischen“ Gebrauch der Modalverben bezeichnet. Diewalds Unterscheidung spielt in der frühen Kindersprache keine Rolle, da epistemische Verwendungen insgesamt noch nicht belegt sind.

¹⁷ Diewald (1997) spricht mit Bezug auf die Modalpartikel in ähnlichem Sinne von einem „pragmatischen Prätext“, auf den sie sich beziehen.

¹⁸ Die modallogische Theorie der Redehintergründe ist entfaltet in den Arbeiten von Angelika Kratzer, die „Redehintergrund“ zunächst nur auf die Wahrheitsbedingungen der Proposition bezogen wissen möchte, deren Formalisierungen aber gerade dadurch bestechen, dass sie leicht auf pragmatische Verhältnisse „übertragen“ werden können (vgl. z.B. die ähnlich angelegten „pragmatischen Prätexte“ bei Diewald 1999).

tapragmatische Indizes sich nicht (repräsentierend *oder* indexikalisch!) auf einen Hintergrund beziehen, der gleichsam als Ressource ohnehin da ist. Vielmehr versorgen solche Indizes das Sprechen mit einem Ausgangspunkt für eine spezifische „Kontextprojektion“, mit einem zusätzlichen und eigenen Verweisungsraum, dessen Optionen *uno actu* eröffnet und paradigmatisch spezifiziert werden können.

Das will ich anhand eines Beispiels zu verdeutlichen versuchen. Ich beginne mit einer „vormodalen“ Szene, wie man sie zu Hunderten aus jeder Spracherwerbsaufzeichnung der frühen Zweiwortphase kennt. Pauline (01;10,10) schaukelt mit der Mutter:

MUT: achtung@o , gleich rutschst (d)e [:du] runter

MUT: du musst dich schoen festhalten

CHI: 0.

%exp: strampelt lebhaft mit den Beinen und rutscht von der Schaukel

MUT: jetzt bist (d)e [:du] runter gerutscht

CHI: hoch

%exp: versucht wieder auf die Schaukel zu klettern

MUT: noch ma(l) hoch?

CHI: ich [!]

%exp: will alleine hoch klettern

MUT: musst dich an (de)n Seilen festhalten

CHI: da auch

MUT: da auch, jetzt schoen in die Mitte rutschen

Es fällt gleich ins Auge, dass die deontischen Operatoren „will“ und „muss“ zwar nicht in der Rede des Kindes, wohl aber in den Deutungen der Transkription und in der Rede der Mutter abundant vorkommen. Um eine hypothetische Weiterung anzudeuten: Zwei bis drei Monate später hätte Pauline wahrscheinlich statt /hoch/ „will (wieder) hoch“ gesagt und an der gleich folgenden Interaktionsstelle statt /ich [!]/ „ich will alleine!“. Prozessiert wird an „modalisierungsrelevanten“ Stellen zunächst offenbar die Ausrichtung der sympraktischen Handlungskonstellation. In typischen CDS-Konstellationen operiert der erwachsene Teilnehmer vorzüglich mit steuernden „du sollst, kannst, musst“-Äußerungen in der 2. Pers. und mit „quaestiven“ „willst du“-Konstruktionen ebenfalls in der 2. Person. Dabei legen die Äußerungen mit „du sollst, kannst, musst“ den nächsten „slot“ der Handlung für das Kind direktiv fest, die Äußerungen mit „willst du“ geben den nächsten Schritt für das Kind frei. Wie wenig es bei solchen sympraktischen Konstellationsindizes um die „Bedeutung“ der

Modalverben geht, illustriert das folgende Beispiel. Hier ist Pauline (02;04,14) ein halbes Jahr älter und spricht bereits mit beträchtlicher „Modalverbdichte“:

CHI: 0.

%exp: steht und starrt vor sich hin

MUT: willst du die mal raussuchen aus der Auto-Kiste?

CHI: die Helene

%exp: meint, das MUT das tun soll

MUT: och+nee@o

MUT: du stehst da an der Kiste

CHI: hmhm@o

MUT: kannst du ruhig mal machen

CHI: ich will aber nich(t)

MUT: nein?

CHI: deine [:keine] Zeit

Das „Sollen“, um das es in dieser Konstellation geht, wird zuerst durch eine „willst du“-Frage codiert. Pauline hätte auch antworten können (und genau so ist sie „verstanden“ worden, wie das Transkript belegt): /die Helene soll das machen/. Dann codiert die Mutter das „Sollen“ im zweiten Anlauf mit „kannst du“ und erhält die passende Antwort „ich will aber nich(t)“. Verhandelt wird der nächste „slot“ im Handlungsablauf. Und die Modalverben weisen ihn zu, aber nicht per „Bedeutung“, sondern per sprecherzentriertem „Konstellationsindex“. Was auch immer im direkten Umfeld des modalen Operators „benannt“ oder indiziert oder als in der Koorientierung focussiert unterstellt wird (Objekt, Handlung, Richtung), das wird durch den modalen Operator in der sympraktischen Konstellation der Handlung und ihrer Ressourcen verankert („grounding“).

Dafür ein weiteres instruktives Beispiel aus einer anderen Erwerbsbiographie (Cosima 02;00,12):

CHI: heija

CHI: heija hieder [: wieder?]

MUT: wir geh(e)n aber jetz(t) nich(t) in die Heija, Cosima, das Bett is(t) gemacht

CHI: doch

MUT: ach, die Heija willst du haben

CHI: alla [?] Puppe

MUT: ja dann leg die Puppen auf das Bett

CHI: Mama

MUT: soll die Mama helfen?

CHI: ja

Auch hier wird an den modalen Paraphrasen der Mutter deutlich, dass die deontische Konstellation jeweils auf den nächsten Schritt hin indexikalisch ausgerichtet wird und die Modalverben zuerst als solche Konstellationsindizes in die sprachliche Oberfläche eingeführt werden.

Hier ist auch die stets postulierte Affinität zwischen dem Erwerb der Sprechrollenzeiger und dem Erwerb der Modalverben anzuedeln: Die Paradigmatisierung der Sprechrollenzeiger ist gewissermaßen außengestützt im handlungsnäheren Paradigma der deontischen Konstellationsindizes.

In den bisher studierten Erwerbsverläufen ist die Abfolge der „Paarungen“ von Sprechrolle und Konstellationsindex die im Ganzen auch seit Stern & Stern (1928) immer wieder beobachtete und postulierte: auf den Einstieg mit „will“ + 1. Pers. folgt „du sollst“ und/oder „kannst du?“ mit Schwerpunkt auf der 2. Pers., bevor dann meistens „kann“ und/oder „muss“ fragend und aussagend auf alle drei Personen ausgeweitet wird.¹⁹ Das heißt jedoch keineswegs, dass diese Abfolge in irgendeinem Sinne „notwendig“ wäre. Es gibt im Gegenteil mehrere „parallele“ Einstiegsmöglichkeiten in die Paradigmatisierung, die vermutlich „klappsymmetrisch“ mit den im CDS dargebotenen Konstruktionen zusammenhängen. Einen „Fall“ habe ich gesehen, der ganz unpersönlich mit dem modalen *passé-par-tout*-Operator /kammer/ [: kann man] anfängt, bevor das System dann erst zusammen mit den Personalpronomina ausdifferenziert wird. Ein anderer „Fall“ spiegelt die offenbar dominante Adressierung mit /wollen-wer/ und /sollen-wer/ mit den „Gegenformen“ /wir wollen, sollen/ etc. Auch ist diese Abfolge immer mit dem berühmten Körnchen Salz zu interpretieren: Sie bezieht sich auf das begrenzte „Flexibelwerden“ der ersten Formeln. Auch bei Pauline ist z.B. absolut gesehen die erste modale Formel, die noch vor dem „(ich) will“ bzw. „will ich“ auftaucht, die Formel /kann ich nich(t)/ (mit 01;11,17). Dass die „Bedeutungsunterschiede“ zunächst gegenüber der konstellativen Funktion zurücktreten, zeigt auch das Muster der ersten „darf“-Belege von Pauline (02;01,04):

CHI: darf ich da?

%exp: es geht darum, welche Oberflächen sie bemalen darf

¹⁹ Ramge (1987:139) berichtet von einer Phase der starken Übergeneralisierung von „kann“, das zeitweise als Ausdruck von „Wunsch“ in der 1. Pers., von „Erlaubnis“ und „Vorschlag“ in der 2. Pers. und von sachlicher „Zugehörigkeit“ in der 3. Pers. gedeutet werden kann und offenbar nicht selten (auch in meinen Belegen) eine Phase des dann lediglich noch qua Sprechrollenzeiger ausdifferenzierten Modalsystems charakterisiert. /ich kann das/ steht dann für einen Mix aus „ich will das“ und „ich darf das“, /du kannst das/ für einen Mix aus „du sollst, darfst, musst das“ und /das kann dahin/ für eine mix aus „das muss dahin“ und „das gehört dahin“.

CHI: Helene (H)and gebe(n) [...]

CHI: darfst (d)e mal (ei)ne Hand geben

%exp: Aufforderung, beim Herunterspringen behilflich zu sein

Ich kann leider nicht alle Belege ausbreiten, die mich zu diesen ersten Schlussfolgerungen gebracht haben, darum nur ein paar unkommentierte Beobachtungen. Da die Paradigmatisierung der Modalverben zunächst auf die Teilnehmer der Handlung begrenzt ist (wenn man von „alternativen“ Einstiegswegen wie dem mit /kammer/ einmal absieht), sind die ersten Modalverbverwendungen mit „sachlichem“ Subjekt von besonderem Interesse (was unter unseren *indexikalischen* Prämissen heißt: mit einem Objektindex als Subjekt). Hier gilt natürlich, dass das niemals „will“ ist, meistens „muss“ und/oder „kann“, nebst einem oder mehreren weiteren „Verben“, die später andere Wege gehen, wie z.B. das häufig (man denke an Puzzle, Bausätze und andere Konstruktionsspiele als Rahmen) aufgenommene „(ge)hört“ in Formeln des Typs /das (ge)hört da hin/ oder /das kommt da hin/ oder /das geht (da) nicht/.

Mit ungefähr 02;05 findet man bei Pauline (zeitgleich mit „soll“, worauf ich gleich zurückkomme) die Flexibilisierung der „muss“-Formeln, und zwar auffallend häufig im Zusammenhang mit einem focussierten Spielgegenstand. Dafür einige Beispiele:

CHI: dann muss des [: das] runter mit dem (02;03,16)

CHI: das muss auch da rein (02;05,10)

CHI: das muss man weg(sch)meissen (02;05,10)

CHI: is [: ich] das wieder (h)eile muss machen (02;05,10)

CHI: nee, da muss noch das da (02;05,10)

CHI: das muss wieder da dran (02;05,10)

Zeitgleich gibt es auch andere „objektzentrierte“ Quasi-Modale wie „das (ge)hoert da hin“, „das geht nicht da hin“ etc., die allesamt auch dazu neigen, ein LOC-Argument zu sich zu nehmen; z.B.:

CHI: aber da deht [: geht] das Motorrad nich(t) raus (02;05,10)

Und zeitgleich häufen sich auch die Formeln des Typs, der oben bereits einmal vorkommt, bei dem nämlich *neben* dem zentrierten Objekt auch ein personales Argument (meistens „ich“) besetzt ist, also Formeln vom Typ /das muss ich dahin machen/ etc.

„Sollen“ dezentriert sich zeitgleich durch Übernahme eines Formeltyps, dessen frühe Beherrschung offenbar unabdingbar ist, wenn man Geschwister hat, und der gleichzeitig auch eine „pronominale“ Leerstelle für die Handlung hat:

CHI: das soll (auch) der Robert, die Mama, die Frau Rigol machen (häufig ab ca. 02;05)

Für den Übergang der „will“-Formeln in die 2. Person verweise ich auf das prägnante Beispiel der (ebenfalls bei CHILDES einsehbaren) Aufzeichnungen über Kerstin Miller, bei der sich (mit 02;09,11) gehäuft die Formel /willst du auch + Verb (+Ergänzung)/ findet:

CHI: willst du auch spielen?

CHI: willst du auch spiele(n), ja?

CHI: willst du auch Oma gehen?

CHI: willst du auch anziehen?

Alle diese Äußerungen zerfallen deutlich in einen formelhaften ersten Teil und eine Leerstelle für Vollverben bzw. Vollverb + Ergänzung – Formeln. Demgegenüber sind die bis dahin hoch dominanten Formeln, welche die 1. Pers. entweder codieren oder unterstellen, sehr viel flexibler. Sie nehmen Nomina und Nominalgruppen („will Kakao“, „will mein Kakao“), passe-par-tout-Verben („will haben“), Verbpartikel („will runter“, „will hoch“), Verb + Ergänzung („will Kaffee ginken [: trinken]“, „will da eine haben“) oder andere modale Operatoren („will auch“). Wie bei den anderen Modalverben auch ist das Paarformat Frage : Antwort bzw. Aussage : Frage das interaktive Scharnier des Aneignungsprozesses. Der konstellative Nicht-default wird durch die Übernahme der Frageform etabliert: /ich will/ vs. /willst du auch?/, /du sollst/ vs. /soll ich?/ etc. Dabei scheint die erste funktionale Opposition, die halbwegs konsistent paradigmatisiert wird, ungefähr der zu entsprechen, die in der IDS-Grammatik (Zifonun, Hofmann & Strecker 1997 II: 1268) strukturell zwischen „intrasubjektiver“ und „extrasubjektiver“ Modalverbverwendung postuliert wird: der „intrasubjektiven“ entspricht die Übereinstimmung von Subjekt und Modalquelle, der „extrasubjektiven“ die Nichtübereinstimmung. „Soll, darf, muss“ haben überwiegend extrasubjektive Verwendungen, „will, mag, möchte“ ausschließlich intrasubjektive, und „kann“ operiert in beiden Sphären. Dieser *strukturellen* Indifferenz von „kann“ entspricht in der Erwerbslogik, dass es bei „kann“ keinen Sprechrollen-default, keine formelhafte Bindung an die 1. oder 2. Person gibt (anders als bei „will“ und „soll“). Für „muss“ gilt ebenfalls, nachdem es sich aus den frühen deontischen Bindungen löst, dass die Verweisungen auf die Konstellation der Handelnden abgebaut werden: /Paul muss heute in die Badewanne/ „geht“ sowohl deontisch und kann vom „Betroffenen“ mit /will ich aber nich, mach

ich aber nich/ quittiert werden, wie es auch gelesen werden kann als: „es ist nötig, es muss sein, dass Paul heute in die Badewanne geht“. Darauf wäre /stimmt nicht/ eine passende Antwort.

Brünner & Redder (1983: 26) weisen bereits darauf hin, dass „können“ und „müssen“ (die beiden MV, an denen Kratzer ihre Theorie der Redehintergründe entfaltet) im Unterschied zu „wollen, sollen, dürfen“ leicht aus der Aktanten-Konstellation gelöst werden können. Damit hängt es möglicherweise auch zusammen, dass 'Möglichkeit' und 'Notwendigkeit' in vielen Sprachen als *nichtfinite Prädikate*, d.h. ohne Sprechrollenverweis, grammatikalisiert sind. Dagegen bleiben „wollen, sollen, dürfen“ qua inhärentem und recodiertem Verweis auf eine Modalquelle auch in ihren „späten“ epistemischen (evidentiellen, quotativen, inferentiellen) Gebrauchsweisen gleichsam geerdet in einer Origo. Deontisches und epistemisches „wollen“ sind geerdet in einer Origo, die mit dem Referenten des Subjektausdrucks identisch ist, deontisches und epistemisches „sollen“ in einer unbestimmten, nicht weiter präzisierten Origo. Daher wird dessen evidentieller Status meist als Codierung des „Hörensagens“ semantisiert. „Dürfen“ hat keine epistemischen Lesarten, besser gesagt: hat sie lexikalisch abgetrennt in den Konj. II-Formen von „dürfte“, das auf Inferenzen des Sprechers rückverweist, während deontisches „dürfen“ im System auf eine unklare Origo, in Erwerbsinteraktionen aber in der Regel auf die elterlichen „Autoritäten“ verweist.

Und wie unterscheiden sich die erdenden konstellativen Verweisungen von deontischem „sollen“ und „dürfen“? Nun, vielleicht analog zu denen von /lassen1/ = veranlassen und /lassen2/ = zulassen. Im System ist bei /lassen1-2/ stets das Subjekt identisch mit der Modalquelle, bei deontischem „sollen“ und „dürfen“ *können* Sprecher und Modalquelle übereinstimmen. Die Analogie hinkt freilich darin, dass „lassen“ über eine eigene Valenz verfügt bzw. den Stellenplan des Matrixverbs erweitert, „sollen“ dagegen nicht. Sie stimmt jedoch genau für die involvierte deontische Konstellation und deren *Ausrichtung*, auch wenn diese anders grammatikalisiert ist.

Für den dominant *konstellativen* Charakter der frühen Modalverben sprechen auch zahlreiche weitere Beobachtungen. Adamzik (1985: 23) berichtet über eine vorbildlose und schwer erklärbare Form /wolle/. Der gemeinsame Nenner aller Belege ist ganz deutlich der, dass ein Akteur „in der 3. Pers.“ etwas tun soll, also: der Sprecher, das Kind, will, dass jemand anders etwas tut. In dieses Raster konstellativer Veweisung fällt nach der Logik der interaktiven Paradigmatisierung gewöhnlich /sollen/, aber hier gibt es eine „eigensinnige“ Lösung, die den konstellativen Charakter der Modalverben unterstreicht.

Das bringt uns zu einer Reihe von weiteren Beobachtungen über den frühen Modalverberwerb, von denen ich noch einige unkommentiert präsentieren möchte.

7. Erste Beobachtungen

Paradigmatisierungsdialoge: Ein triviales, aber gleichermaßen unauffälliges und interessantes Beispiel für die „Logik“ des Modalverberwerbs liegt in der (z.B. Bei Adamzik 1985 notierten) „abweichenden“ adhortativen Verwendung von /wir sollen .../, das in der Tat in allen mir verfügbaren Erwerbsdaten zunächst fast ausschließlich in dieser Funktion belegt ist. Es entspricht in der Tat nicht dem Gebrauch in der Erwachsenensprache, in der adhortatives /wir sollen .../ kaum vorkommt, sondern es entspricht „spiegelsymmetrisch“ der im CDS-Register nur zu gebräuchlichen *adhortativen Frageformel* /sollen wir?/. Ganz Entsprechendes gilt übrigens für /wollen/ und das Verhältnis von adhortativem /wollen wir ...?/ und /wir wollen .../.²⁰

Das verweist auf den Umstand, dass die frühen Konstruktionen der Kindersprache mit interaktiv „benachbarten“ Formen der CDS auf mehrfache Weise verzahnt sind. Einmal gibt es fast immer gemeinsame Segmente (Wortformen oder Lexeme), die adjazente Äußerungen mit einander verzahnen und deren Übernahme als Organisator und Konstruktionshilfe verstanden werden kann. Wenn man davon ausgeht, dass frühkindliche Konstruktionen sehr viel weniger „systembasiert“ oder „regelbasiert“ aufgebaut werden als Erwachsenkonstruktionen, dass sie viel stärker itembasiert verstanden werden müssen, dann liegt es nahe, mitgeführte Äußerungsteile auf ihre Fähigkeit zu untersuchen, formelhafte Konstruktionen zu begründen und zu beherrschen.

Während hier die Segmente zählen, die das Kind aus adjazenten Äußerungen erwachsener Interaktionsteilnehmer übernimmt und mitführt, beobachtet man umgekehrt auch sehr häufig, was ich als „*paradigmatisierendes Echo*“ oder als „*interaktive Paradigmatisierung*“ bezeichnen möchte: eine unmittelbar benachbarte Äußerung von erwachsenen Teilnehmern, in der die Modalisierung „dezentriert“, d.h. vom Standpunkt eines anderen Beteiligten aufgenommen wird:

²⁰ Und, wie Adamzik (1985) notiert, auch für das Verhältnis von /willst du ...?/ und /ich will .../, wo allerdings der quasi-performative Gebrauch in der Erwachsenensprache nicht durch Systemregel, sondern durch Höflichkeitsnorm begrenzt ist. Allerdings, wie man unbedingt ergänzen sollte, betrifft diese normative Einschränkung eben nur den

(Pauline 02;04,28)

CHI: kann's aber nich(t) richtig drauf (k)leben

RIG: nein, kannst'e's nicht richtig drauf kleben

oder:

CHI: da (h)ier will ich rauf

MUT: ja das darfst du,

ist ja frei,

kannst ja drauf klettern

oder (Pauline 02;05,10):

RIG: mach ihn ma(l) ganz weit auf

CHI: will aber nich(t)

RIG: willst nicht?

CHI: hmhm

RIG: nein, musst du auch nich(t)

RIG: ich dacht(e), du wollt(e)st ihn mir mal zeigen, wie groß er ist

Das erste Beispiel „paradigmatisiert“ im Echo lediglich den Sprechrollenbezug, wie auch in den oben besprochenen Beispielen. Das zweite ist darin interessanter, dass es auch die modalen Verhältnis der Handlungskonstellation „paradigmatisieren“ hilft: vom „kindzentrierten“ /will/ über das „mutterzentrierte“ /darf/ zum „dezentrierten“ (bezüglich der mitcodierten Zentrierungspräferenz maximal neutralen) /kann/, das auch Objektreferenzen zum Subjekt nimmt. Bei solchen „Echo“-Verhältnissen ist zu berücksichtigen, dass eben auch die modalen „Bedeutungen“ selbst paradigmatisiert werden, über Paare wie /du sollst/ vs. /ich will aber/, /du sollst/ vs. /ich kann nicht/, /wir können/ vs. /ich will aber/. Und nichts ist auffälliger an den frühen Modalverbverwendung als der Umstand, dass sie beinahe ausschließlich in solchen „paradigmatisierenden“ Verhältnissen zu anderen in unmittelbarer Nachbarschaft realisierten Modalverben stehen.

performativen Gebrauch von /ich will/, nicht den repräsentativ-ankündigenden. *Ex negativo* geht daraus hervor, dass der *performative* Gebrauch der einzige ist, den man in der frühen Kindersprache findet!

Von hier ist es, ich wiederhole, nur ein kleiner Schritt zu der Vermutung, dass die Modalverben zunächst gar nicht in ihren deontischen „Bedeutungen“ angeeignet werden, wie wir sie im Wörterbuch finden können, sondern als metapragmatische Richt- und Zentriergrößen der aktuellen sympraktischen Konstellation. Wofür in der Tat zahlreiche Beobachtungen sprechen. Hier noch ein Beispiel für einen lehrreich gescheiterten „Paradigmatisierungsdialo“, der sicher nicht ganz zufällig mit dem konstellativ zuerst neutralen „kann“ eingeleitet wird: Pauline (02;03,27) „liest“ mit Frau Rigol Bilderbücher:

RIG: jetzt erzählst du mir mal, was da alles in dem Buch drin ist

CHI: kann dann vorlesen

RIG: du kannst mir das vorlesen, ja?

RIG: oder soll ich das vorlesen?

CHI: ja

RIG: wer soll (e)s denn?

Das Beispiel demonstriert treffend, was eigentlich zunächst *zusätzlich* codiert wird, wenn Modalverben auftauchen. Der fehlende default-Wert bei „kann“ lässt die indexikalische Zuweisung des nächsten Handlungsschrittes scheitern, was den Paradigmatisierungsdialo in Gang setzt. Wirklich typisch sind nämlich die Paare des Typs /soll ich..?/ - /ich kann das/ bzw. /du musst.../ - /ich will aber nicht/ etc.

Ich bin mir auch nicht sicher, ob es schon einmal aufgefallen ist, dass die konstellative Wendung auf den anderen bei „darf“, „soll“, „kann“, wenn sie in der Frageform der 1. Person gebraucht werden, eben auch eine Form von paradigmatisierender Symmetrie und Variation stiftet. Z.B. eben in den charakteristischen Turn-Folgen des Typs: /darf ich?/ - /nein/ - /ich will aber/, wo die Konstellation erst qua Frage zu ALTER und dann qua Aussage zu EGO gedreht wird. Man vergleiche auch:

CHI: soll ich ma(l) daputt [: kaputt]?

MUT: nich(t) kaputt machen un(d) außerdem

CHI: will aber (ka)putt de machen

(Cosima 02;07,22)

Daraus erhellt jedenfalls, dass die Modalverben die Sprechrollen zuerst vorbahnen, dann aber, wenn die Sprechrollen produktiv realisiert werden, führen sie „ihre“ Rollenpräferenz *zusätzlich* weiter mit. Auch das scheint mir zur metapragmatischen Architektonik dieser Ausdrücke zu gehören.

Interne Mustervariation: Nicht allein sind deutliche Echo-Effekte und Verzahnungen mit den vorherrschenden CDS-Konstruktionen im Modalverbereich unübersehbar. Ebenso deutlich ist der oben in den Leitannahmen bereits angedeutete interne Mustervariation in den aufeinander folgenden Äußerungen des Kindes. Das folgende Beispiel illustriert den hochgradig kooperativen Charakter im Aufbau der Interaktion *und* der Konstruktionen. Pauline (02;04,28) soll zum erzählen animiert werden:

RIG: willst du mir nicht mal was erzählen, Pauline?

CHI: ja, aber ein Buch

CHI: hier (d)rin aber

%exp: bringt ein Buch herbei

RIG: da kannst du mir das Buch mal erzählen

CHI: ja, aber auch vorlesen

RIG: ach, das kann ich jetzt gar nicht mit der Kamera

RIG: ich will mal sehen

RIG: um was geht (e)s denn in dem Buch?

CHI: du (s)oll mir das vorlesen

%exp: bittet die MUT

MUT: Pauline, ich glaub, das is(t) (ei)n Erzählbuch

CHI: wi(ll) du mal das vorlesen?

MUT: +< da is(t) nix geschrieben

MUT: da erzaehl ich dir was dazu

„Oberflächlich“ betrachtet sind alle Äußerungen des Kindes nicht nur kooperativ mit den übrigen Äußerungen und der gemeinsam aufgebauten Konstellation verzahnt, sondern auch unter einander durch jeweils „mitgeführte“ (sagen wir) Aktantenbezüge und durch geteilte Ausdrücke, die ersten drei Äußerungen durch „aber“, die letzten drei durch „vorlesen“. Abgesehen von der typischen alter-zentrierten modalen Formelfolge „du sollst“ -> „willst du“ in Paulines Äußerungen ist die Abfolge von modal nicht zentrierten und modal zentrierten „Varianten“ der nämlichen Aktion ebenso charakteristisch wie die einschränkende „aber“-Formel, die die ersten drei Segmente verkoppelt: /ja, aber ein Buch/ -> /hier (d)rin aber/ -> /ja, aber auch vorlesen/ sowie dann /ja, aber auch vorlesen/ -> /du (s)oll mir das vorlesen/ -> /wi(ll) du mal das vorlesen/. Das einschränkende „aber“ steht in der ersten Kette für die „nicht-verbale“ Vorläufer-Strategie der Modalisierung.

Die organisatorischen „chunks“ bei Pauline sind (wie üblich bei pronominal-expressiver Erwerbsstrategie) sind item-basierte Formeln, die zunächst in die Konstellation eingefügt und dann untereinander verbunden werden.

Passe-par-tout-Verben: Das oben skizzierte Beispiel mit frühen Konstruktionen, die finite und infinite Verbposition ausdifferenzieren, zeigt auch, dass der „Verbwortschatz“ des Kindes im fraglichen Alter, wenn man ihn syntaktisch betrachtet, ziemlich konsequent in zwei Abteilungen zerfällt: in die grundsätzlich (oder doch in der Hauptsache, s.u.) zur Finitposition drängenden *passe-par-tout-Verben* einerseits, zu denen neben den Modalverben am Rande auch Verben wie „machen, gehen, kommen, gehören, tun, haben“ gehören, und in die zur Infinitposition neigenden übrigen Verben (meist zunächst eine relativ geringe Anzahl).²¹ Unter den Eigenschaften, die den *passe-par-tout-Verben* gewöhnlich zugesprochen werden, findet sich: *hochfrequent, semantisch blass, grammatikalisierungsrelevant, generisch, modellbildend* und einige andere mehr. Auch scheinen diese Verben zur Paradigmatisierung modellbildender Konstruktionstypen beizutragen.²² Weiterhin scheint die ratio ihrer Verwendung am Anfang weder „syntaktisch“ noch eigentlich „semantisch“ zu sein, d.h. sie tauchen in stark wechselnden Konstruktionsumgebungen auf und sind nach ihrer „Bedeutung“ nicht zu fixieren. Vielmehr fungieren sie als Organisationszentren für wechselnde Argumentkonstellationen, die sie (im Sinne von Kaznelson 1974) intentional ausrichten.²³ Noch einmal ander gesagt: Die *passe-par-tout-Verben* zerlegen zunächst den Satz, die Äußerung, in einen „gegebenen“ Ausgangspunkt, das intentionale Zentrum, und in den rhematischen Rest. Als solche sind die *passe-par-tout-Verben* möglicherweise modellbildend für das an der Verbalphrase und am Satz, was nicht lexikalisch und idiosynkratisch, sondern eben „strukturell“ ist.

8. Zusammenfassung und Schlussfolgerung zu „Oberfläche und Performanz“

Die Generalthese, der ich hier nachgegangen bin lautet:

Metapragmatische Zeichen vom Typ der Modalverben etablieren eine Art Schnittstelle zwischen den pragmatischen (besser gesagt: indexikalischen) Ordnungen des sympraktischen Feldes und der „Referenz-und-Prädikation“-Ordnung der propositionalen Ebene. Sie partizipieren direkt an der Ebene der Performanz, der Performativität, und führen doch auch hinüber in die „konstative“ Welt

²¹ Im oben stehenden Beispiel „vorlesen“ oder „erzählen“.

²² Hierzu die demnächst erscheinende Dissertation von Bettina Lange.

der Proposition. Für die zunächst ganz und gar lokal-aktionale Sprechwelt des Kindes haben sie zunächst den Charakter von „Konstellationssignalen“ in dem Sinne, dass modale Formeln wie /kammer, willich, musste/ direkt in der lokalen Handlungskonstellation bündig werden. Es ist zunächst das Personenschema (1./2./3.), das sie depragmatisiert; solchermaßen lässt sich die uralte Intuition substantiieren, dass es einen engen Zusammenhang gibt zwischen dem Erwerb der Modalverben und dem Erwerb des Systems der Personalpronomina. Der „performative“ Gehalt der Modalverben verdünnt sich in dem Maße, wie sie aus den frühen formelhaften Primärbildungen heraustreten und grammatisch „produktiv“ werden. Der „performative“ Gehalt verliert sich weiterhin in dem Maße, als der jeweils aufgerufene und projizierte modale Orientierungsraum neben den Akteuren auch die Sach- und Objektreferenzen einbezieht.

Solche Recodierungsschleifen erscheinen an der „Oberfläche“ der kindlichen Rede und sie erscheinen nicht. Die (epistemische) „Logik der Distanzierung“ und die (deontische) „Logik der Involvierung“ der Akteure bedienen sich der gleichen Oberflächenzeichen. Ein wenig irreführend ist das Bild von der „Oberfläche“ darin, dass es Glätte und Homogenität suggeriert, während doch für die sprachliche Oberfläche bezeichnend ist, dass der vermeintlich einsinnige und eindimensionale lineare Redestrom extrem viel Raum für semiotische Polyvalenzen bietet, die allesamt in die eine und lineare Dimension eingefädelt werden können. Im Verlauf dieser Recodierungsschleifen werden die deiktischen Konstellationswerte zunächst deontisch, später epistemisch „übermalt“. Allerdings so, dass die alten und frühen Schichten in der späteren Re-Repräsentation durchaus erhalten und verfügbar bleiben. Etwas zugespitzt: Modalverben ordnen und konfigurieren zunächst den handlungspraktischen Verweisungsraum zwischen Sprecher, Subjektsreferent und deontischer Modalquelle.

Für den Spracherwerb besteht das Hauptproblem darin, dass die „Oberfläche“ auf den ersten Blick unauffällig und wenig verändert erscheint, während doch die Verdichtung und Reorganisation semiotischer Beziehbarkeiten *an der Oberfläche* voranschreitet. Indexikalitätsreduktion durch Grammatikalisierung und Semantisierung - das wäre eine Kurzformel für die ersten Phasen der ontogenetischen Aneignung von Modalverben.

Ein „Instrument“ für diese Aneignungsprozesse ist die *interaktive* Paradigmatisierung, die der *kognitiven* Paradigmatisierung vorausgeht. Das habe ich an den Sprechrollenbezügen und an den sie zunächst verstärkenden, dann aber auch konterkarierenden egozentrischen und allozentrischen Konstellationswerten der Modalverben zu zeigen versucht. Die *interaktive Paradigmatisierung* der

²³ Kaznelson (1974: 237) schreibt über die Sonderstellung des Subjektargumentes im Satz: „Als das einzige Argument, das keine besonderen Formen benötigt, um seine Beziehung zum Prädikat zu markieren, wird es auch zur Aus-

Modalverben im Erwerb weist diese einem vorherrschend „grammatischen“ Aneignungsmodus zu, d.h. ihre „Bedeutung“ kann nicht (oder zumindest nicht gleich) über eine Nenn- oder Konzeptualisierungsfigur erworben werden, sondern bestenfalls über eine vergleichende Metaoperation „post hoc“. Möglicherweise liegt in dieser Figur der interaktiven Paradigmatisierung ein Modell für den Erwerb weiterer (sagen wir) „halbgrammatischer“ Sprachelemente.²⁴

Auffällig ist weiterhin die (deutlich auf den „inkrementellen“ Charakter der kindlichen Redeproduktion verweisende) innere Variabilität der modalen Formeln. Dass fast alle Äußerungen in mehreren Anläufen organisiert werden (und damit jeweils den gemeinsamen Bezug auf eine Art *idealer Gesamtformel* teilen), öffnet einen Blick in die Organisationsprozesse des kindlichen Sprechens. Es macht auch deutlich, dass im Grunde der gemeinsame Bezug aller Teilformeln auf ein und dieselbe pragmatische Aussagegrundlage *für uns* das Verständnis der Teiläußerungen zunächst ebenso organisiert wie der Bezug auf die sprachliche Gesamtformel. Ein leicht stilisiertes Beispiel von Cosima (02;03,04), die Cassetten in den Recorder tun möchte:

CHI: rein machen – die rein machen – die reinmachen mal – die reinmachen mal, will ich

In mehreren Schleifen wird die Äußerung elaboriert, und ihre innere Kohäsion ist doppelt abgesichert: durch den gemeinsamen Aktions- und durch den Formelbezug. Reihenfolge und Vollständigkeit der Formelelemente verändern sich und liefern damit Hinweise auf interne Kohäsion und auf Entautomatisierung. Das Zusammenspiel von interaktiver Paradigmatisierung und inkrementeller Redeproduktion wird fassbar darin, dass die *initiierenden* Modalverbäußerungen des Kindes stärker formelhaft gebunden zu sein scheinen. Die *respondierenden* Äußerungen des Kindes dagegen, Äußerungen also, die bereits in „paradigmatisierenden“ Modalverbfolgen stehen, fallen durch stärkere Variation der Formelbindung auf.

Die *strukturelle* Besonderheit der Modalverben (und damit ihre Differenz gegenüber modalen Partikeln und Adverbien) liegt in ihrer festen Bindung an die *Finitposition*. Zweifellos fördert diese Positionsbindung die interaktive Paradigmatisierbarkeit. Infinite Formen der Modalverben begegnen in der frühen Kindersprache so gut wie gar nicht. Die Finitposition ist strukturell der Ort der Satzassertion und damit ein Zentralstück des „Referenz-und-Prädikation-Mechanismus“ (vgl. Dimroth et al. 2003). Dieser „Ort“ ist einerseits Voraussetzung für die deontisch-modale *Dezentrierung*

²⁴ gangspotion beim Bestimmen der Positionen der übrigen Argumente im Satz.“
Die Ergebnisse der Dissertation von Bettina Lange (in Vorbereitung) über den Erwerb der *passé-par-tout*-Verben deuten ebenfalls in diese Richtung.

der aktionalen Verhältnisse,²⁵ er ist andererseits aber auch fest verbunden mit dem Übergang vom „Performativen“ zum „Darstellenden“. Und die grammatische Recodierung des Performativen auf der Ebene der Darstellung – das ist dann die epistemische Modalität. Christian Lehmann (1991) spricht von den Strategien der „Situationsperspektion“, die in TAM-Operatoren auf verschiedene Weise grammatikalisiert werden können. Mit Bezug auf den kindlichen Spracherwerb könnte vielleicht von der schrittweisen „Propositionalisierung“ modaler Aktionswerte gesprochen werden.

Strukturell werden die Modalverben von anderen, ebenfalls den 1. Status regierenden Funktionsverben wie *lassen*, *gehen*, *sehen* gewöhnlich dadurch abgegrenzt, dass sie den Valenzrahmen des Hauptverbs im 1. Status nicht tangieren und sich gleichsam nur „zwischen“ dem subjektlosen Infinitiv und dem grammatischen Subjekt, dieses bindend, in die Konstruktion einschalten. Nach ihrer Erwerbslogik lehnen sich die Modalverben offensichtlich an andere „light verbs“ an. Das heißt, sie werden zunächst als Hauptverben und „Valenzträger“ in auffällig stark wechselnden konstruktiven Zusammenhängen gebraucht. Relativ feste formelhafte, konstruktive und kollokative Bindungen, wie sie für die frühen Phasen des Erwerbs von Vollverben offenbar nicht untypisch sind,²⁶ sind hier nicht (oder jedenfalls nicht lange) zu beobachten. Diese frühe Flexibilität ist offenbar relevant für ontogenetische Grammatikalisierung. Möglicherweise fördert konstellative Nicht-Spezialisiertheit im Verein mit syntaktischer Bindung an die Finitposition die Grammatikalisierbarkeit. Was sich gleichfalls abzeichnet in dieser Untersuchung, das ist ein Modell der ontogenetischen „Grammatikalisierung“, in dem es um die Schematisierung, Systematisierung und Textualisierung pragmatischer „Verweisungsräume“ geht.

Im Zusammenhang mit den frühen relationalen Eigenschaften der Modalverben als „Valenzträger“ empfiehlt sich womöglich noch ein Blick auf die aktionalen Konstellationen, die typischerweise durch die Modalverben aufgespannt werden. Das ist bei *aussagendem* „will“ und „mag“ (*fragendes* „will“ und „mag“ kommt fast nur in der 2. Person vor) die Konstellation zwischen zentriertem EGO und rhematischem OBJEKT, LOC oder ACTION. Für die übrigen Modalverben umgekehrt die Konstellation zwischen zentriertem ALTER und rhematischem OBJEKT, LOC, ACTION.

Ein weiteres Muster, das relativ früh auftaucht, verbindet die Konstellation thematisches OBJECT und rhematisches LOC. Häufig ist es modales „muss“, was dann konstellativ identisch konstruiert wird mit „kommen“, „gehören“: /da muss das, da kommt das, da (ge)hoert das/. „Machen“, konstel-

²⁵ Die ja bei den „globalen“ deontischen Operatoren wie /xyz AUCH/ oder /xyz HABEN/ oder /NICHT xyz/ immer sprecherzentrisch bleiben.

²⁶ Man denke an Michael Tomasellos „verb island“-Hypothese (Tomasello 1992).

lativ äußerst flexibel, begegnet auch mit Akteur in der 3. Person und LOC, wie im Beispiel (Cosima 02;07,07, die mit ihrer Mutter ein Töpfchen-Bilderbuch betrachtet):

CHI: jetzt(t) in Gras Pipi

CHI: kein Potti

CHI: da macht die

Das Zweiermuster von „thematischer“ Ankergröße (meist auch strukturell deiktisch oder eben nur implizit) und versprachlichtem Rhema kehrt ständig wieder.

Einen weiteren Beleg für den konstellativen Kern der frühen Modalverbverwendung liefert eine genauere Betrachtung von „kann“, das in der Regel offenbar zuerst für alle drei Personen (i.e. Sprechrollen) produktiv wird. Deutlich lässt sich nämlich erkennen, dass die drei „Bedeutungen“ von „kann“, die jede Grammatik und jede Analyse der Modalverben unterscheidet, jeweils genau einer formulaischen Sprechrollenpräferenz, einem Realisierungsmuster, entsprechen. Das belegt auch die Beobachtung von Ramge (1987), der beobachtet hat, dass es in der Aneignung der Modalverben eine Zwischenphase gibt, in der „kann“ die modalen Bedeutungen des „Wollens“, des „In-der-Lage-Seins“ und des „Die-Erlaubnis-Habens“ vertritt. Hierfür gibt es auch in den Erwerbsbiographien von Pauline und Cosima (CHILDES) einige Evidenz. Es ist ohnehin verwegen anzunehmen, dass es „semantisch“ oder „kognitiv“ im Alter von 02;06 einen nicht-konstellativen Unterschied zwischen dem „kann“ in der 1. Person und dem „kann“ in der 2. Person gibt. „Du kannst“ im Sinne von „du darfst“ ist die dezentrierte Form von „ich kann“ im Sinne von „ich will und bin im Stande“. Und „das kann“ im Sinne von „ist möglich“ ist die doppelt dezentrierte Variante der Präferenzen für die 1. und 2. Person. Fälle wie die folgenden finden sich zu Hauf:

CHI: kann hier nur durch gucken

RIG: nachher kannst du gucken, ja

RIG: es dauert noch 10 Minuten, dann kannst du gucken

CHI: jetzt(t)

RIG: nein, nich(t) jetzt(t)

(Cosima 02;07,22)

Eine deutliche Grenzmarke gegenüber den anfänglich dominierenden performativen Gebrauchsweisen von „will“ ist das fast immer nach einer „anders“ oder unerwünscht „gelaufenen“ Folgehandlung eingesetzte „Ich wollte aber“, das nicht so sehr einen genuinen Zeitbezug zu codieren scheint, es verschiebt vielmehr den metapragmatisch-performativen Sinn von „ich will“ hin zum metaprag-

matisch-repräsentativen Akt. Es dient der „Re-Repräsentation“, der sprachlichen Wiederaufnahme der gerade zurückliegenden Handlungsphase. Ganz ähnlich darin übrigens dem erwachsenen Gebrauch von „ich wollte...“, „ich wusste nicht, dass..“ etc. Ob sich in dieser wiederkehrenden Figur des strukturell abweichenden Präteritums auch eine Erklärung für den Umstand finden lässt, dass die Modalverben morphologisch Präteritopräsentia sind, vermag ich nicht zu sagen.

Gleichermaßen diskussions- und präzisierungsbedürftig ist, vom Standpunkt der Themen „Oberfläche“ und „Performanz“, das präsentierte Modelle der auf einander folgenden Recodierungs- und Re-Repräsentationsschleifen. Zu interpretieren ist es als ein Versuch, mit der Tatsache umzugehen, dass wir als Linguisten auf den Blick „vom Ende zum Anfang“ sozialisiert sind, d.h. wir interpretieren die Dinge gewissermaßen von der ultimativen Recodierung her, von der linguistischen, und die „sehen“ wir schon in den Konstellationen, in denen sie vielleicht angedeutet, aber eben nicht repräsentiert ist.

Einmal sehe ich solche Recodierungsschleifen sowohl in der interaktiven (paradigmatisierenden) Technik des Sprechens als auch in der kognitiven (inkrementelle Redeproduktion). Ihre strukturellen Indikatoren erscheinen an der sprachlichen „Oberfläche“. Deren Transformation hängt freilich oftmals an „kritischen Kontexten“, in denen sich Neues etabliert. Solche „kritischen Kontexte“ sind bei Gabriele Diewald (1999) als *sprachliche* Kontexte eingeführt, relevant für die Transformation deontischer zu epistemischen Modalwerten. In der Ontogenese dürften wir es aber eher mit neuen Anforderungen an die Sprechfähigkeit zu tun haben: mit dem Abstoßen von der sympraktischen und handlungsbegleitenden Rede in Formen des Erzählens, im kollektiven Symbolspiel, schließlich natürlich im Schreiben als *dem* Motor für die Restrukturierung nicht nur des Sprechens und Verstehens, sondern auch des Sprachbewusstseins.

9. Bibliographie:

- Adamzik, Kirsten (1985): Zum primärsprachlichen Erwerb der deutschen Modalverben. In: Heintz, Günther & Schmitter, Peter (Hrsg.): *Collectanea Philologica. Festschrift für Helmut Gipper zum 65. Geburtstag*. Band 1, Baden-Baden: Valentin Koerner. S. 15-38.
- Aksu-Koc, Ayhan A, & Slobin, Dan I. (1985): "The acquisition of Turkish". In: Slobin, ed. (1985a: 839-880).
- & Slobin, Dan I. (1986): A psychological account of the development and use of evidentials in Turkish. In: Chafe & J. Nichols (Eds.), *Evidentiality: The linguistic coding of epistemology* (pp.159-167). Norwood, Ablex.
- (1988): *The acquisition of aspect and modality. The case of past reference in Turkish*. Cambridge: CUP.
- Brünner, Gisela & Redder, Angelika (1983): *Studien zur Verwendung der Modalverben*. Tübingen: Narr.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Choi, Soonja (1995): „The development of epistemic sentence-ending modal forms and functions in Korean children“. In: Bybee, Joan & Fleischmann, Suzanne (eds.): *Modality in grammar and discourse*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins. 165- 204.
- Diewald, Gabriele (1997): *Grammatikalisierung*. Tübingen: Niemeyer.
- (1999): *Die Modalverben des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer (zugleich: Habil.schrift Erlangen).
- Dimroth, Christine & Gretsch, Petra & Jordens, Peter & Perdue, Clive & Starren, Marianne (2003): „Finiteness in German languages. A stage-model for first and second language development“. In: Dimroth, Christine (ed.): *Information structure and the dynamics of language acquisition*. Amsterdam: Benjamins. S. 65-93.
- Dittmar, Norbert & Reich, Astrid, eds. (1993): *Modality in Language Acquisition*. Berlin: de Gruyter.
- Ehlich, Konrad, Hrsg. (1996): *Kindliche Sprachentwicklung. Konzepte und Empirie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ehrich, Veronika (2004): "Modalverben in der frühen Kindersprache – grammatische und kognitive Voraussetzungen des Erwerbs epistemischer Lesarten". In: Letnes & Vater (2004: 191-151).
- Fauconnier, Gilles (1998): „Mental spaces, language, modalities, and Conceptual Integration“. In: Tomasello (1998: 251-280).

- Halliday, M.A.K. (1975): *Learning how to mean. Explorations in the development of language*. London: Edward Arnold.
- Hirst, William & Weil, Joyce (1982): "Acquisition of epistemic and deontic meaning of modals". In: *Journal of Child Language* 9. S. 659-666.
- Kaznelson, Solomon D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. München: Huber.
- Kaltenbacher, Erika (1990): *Strategien beim frühkindlichen Syntaxerwerb*. Tübingen: Narr.
- Kasper, Walter (1987): *Semantik des Konjunktiv II in Deklarativsätzen des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer (RGL 71).
- Knobloch, Clemens (1994): "Sprache und Repräsentation bei Otto Selz". In: Sandkühler, Hans Jörg (ed.): *Konstruktion und Realität: wissenschaftsphilosophische Studien*. Frankfurt/ M.: Lang. 169-190.
- Kratzer, Angelika (1978): *Semantik der Rede*. Kronberg/ Ts.: Scriptor.
- (1991): „Modality“. In: *Semantik. Ein internationales Handbuch*, hrsg. von Arnim von Stechow & Dieter Wunderlich (=HSK 6). 639-650.
- Langacker, Ronald (1987-91): *Foundations of Cognitive Grammar*. 2 vols. Stanford: Stanford UP.
- (1998): "Conceptualization, Symbolization, and Grammar". In: Tomasello (1998: 1-39).
- Lehmann, Christian (1995a): „Synsemantika“. In: Jacobs, Joachim et al. (eds.): *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband Berlin: de Gruyter. 1251-1266.
- (1991): „Strategien der Situationsperspektion.“ In: *Sprachwissenschaft* 16,1. S. 1-26.
- (1995): *Thoughts on grammaticalization*. München, Newcastle: Lincom.
- Leiss, Elisabeth (1992): *Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Letnes, Ole & Vater, Heinz (ed.) (2004): *Modalität und Übersetzung*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag (= FOCUS Nr. 12).
- Mortelmans, Tanja (2001): "An introduction to Langacker's 'grounding predications': Mood and modal verbs in German". In: Vater & Letnes (2001: 3-26).
- Papafragou, Anna (1998): "Inference and Word Meaning: The Case of Modal Auxiliaries". In: *Lingua* 105. 1-47.
- (2000): *Modality: Issues in the Semantics – Pragmatics Interface*. Amsterdam: Elsevier.

- Peters, Ann M. (1983): *The units of language acquisition*. Cambridge: CUP.
- (1985): "Language Segmentation: Operating principles for the perception and analysis of language." In: Slobin, Dan I. (ed.): *The Crosslinguistic Study of Language Acquisition*, vol. II: Theoretical Issues. Hillsdale, N.J.: Erlbaum. S. 1029-1067.
- (1986): "Early Syntax". In: Fletcher, Paul & Garman, Michael (eds.): *Language Acquisition*. 2nd ed. Cambridge: CUP. S. 307-325.
- (1995): "Strategies in the Acquisition of Syntax". In: Fletcher, Paul & MacWhinney, Brian, (eds.): *The Handbook of Child Language*. Oxford, UK: Blackwell, S. 462-482.
- (2001): "From Prosody to Grammar in English: The differentiation of catenatives, modals, and auxiliaries from a single proto-morpheme". In: Weissenborn & Höhle (2001 II:121-156).
- Ramge, Hans (1987): "Quantitative Beobachtungen zur Ontogenese der Modalverben im Deutschen". In: Oksaar, Els (Hrsg.): *Soziokulturelle Perspektiven von Mehrsprachigkeit und Spracherwerb*. Tübingen: Narr, S. 127-157.
- Redder, Angelika (1987): „Modalverben im kindlichen Diskurs – Überlegungen zu ihrer Aneignung“. In: Wagner (1987: 30-58).
- (1999): „'Werden' - funktional-grammatische Bestimmungen“. In: Redder & Rehbein (1999: 295-336).
- & Rehbein, Jochen (1999): *Grammatik und mentale Prozesse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Scheerer, Eckart (1993): *Orality, literacy, and cognitive modelling*. Berichte aus dem Oldenburger Institut für Kognitionsforschung, Nr. 13.
- Silverstein, Michael (1993): Metapragmatic discourse and metapragmatic function. In: Lucy, John (ed.): *Reflexive Language: Reported speech and metapragmatics*. Cambridge. S. 33-58.
- Slobin, Dan Isaac (ed.) (1985 ff.): *The crosslinguistic study of language acquisition*. 5. Vols., Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Stephany, Ursula (1986): "Modality". In: Fletcher, Paul & Garman, Michael (eds.): *Language Acquisition*. 2nd ed. Cambridge: CUP. S. 375-400.
- (1993): "Modality in First Language Acquisition: The State of the Art." In: Dittmar & Reich (1993:133-144).
- Stern, Clara & Stern William (1928): *Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung*. 4. Aufl. Leipzig: J.A. Barth.

- Tomasello, Michael (1992): *First Verbs: A case study in early grammatical development*.
Cambridge; CUP.
- (ed.) (1998): *The New Psychology of Language*. Mahwah, New Jersey: Erlbaum.
- Vater, Heinz / Letnes, Ole (2001): *Modalität und mehr / Modality and More*. Trier:
Wissenschaftlicher Verlag.
- Wagner, Klaus R., (ed.) (1987): *Wortschatz-Erwerb*. Frankfurt/M., New York: Lang.
- Weissenborn, Jürgen & Höhle, Barbara, eds. (2001): *Approaches to Bootstrapping*. 2 vols.
Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger / Strecker, Bruno (1997): *Grammatik der deutschen
Sprache*. 3 Bd. Berlin/ N.Y.: W. de Gruyter.

